

Feuilleton

Einmal John Mott in Angriff und eine Abwehr

O. V. Das Zentralblatt des Schweizerischen Zofinger-Bereins brachte im Märzheft, das mir von einem befreundeten A. J. leider erst jetzt zugesandt wurde, einen Artikel von Herrn Pfarrer Carl Barth über „John Mott und die christliche Studentenbewegung“, worin mehrere Hiebe gegen mich fielen wegen meiner „Bund“-Kritiken an dem amerikanischen Studentenapostel. (Vgl. „Bund“ Nr. 71, 74, 75 vom 12., 14., 14./15. Febr.) Der Schreiber der Auseinandersetzungen findet es bedauerlich, daß besonders Herr O. V. im „Bund“ so wenig umsichtig geschrieben und vor allem, daß er sich so sachgrob ausgedrückt hat. Ferner meint Herr Barth: „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten,“ und er stellt in anzüglicher Weise in Frage, ob der „Bund“-Referent „denkend“ sich verhalten habe. Man gestatte dem Angegriffenen, die Vorwürfe zu beleuchten und zurückzuweisen.

Was die Grobheit anbetrifft — Grobsein schließt doch wohl in sich, jemand persönlich verletzen zu wollen; diese Absicht lag mir gegen-

über Herrn Mott ganz fern; daß sein Auftreten auch bescheidene Erwartungen enttäuschte, das auszusprechen hatte ich als Kritiker die Pflicht; nachdem er so emphatisch angefündigt worden war durch Propaganda aller möglichen Art. Und ich glaube außerdem, daß in einem solchen Fall wahrer heimatische Grobheit noch lange nichts Schlimmes gewesen wäre, viel besser als Laueheit und Flaueheit. Das Sprüchlein sodann: „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten,“ scheint mir eine billige, aber nicht scharfe Waffe im Kampf gegen eine freisinnige Lebensauffassung, die man damit als verkapptes Gefangensein hinstellt; daß es Herrn Pfr. Barth nicht so bequem geworden wäre, sachlich die Anschauungen zu widerlegen, die meinen Aufsätzen zu Grunde lagen, werden die folgenden Ausführungen zeigen. „Umsichtig“, wie viele dies Wort verstehen, bin ich vielleicht auch im heutigen Artikel wiederum nicht, obwohl mir scheint, ein Verhalten, richtig verstanden, verdiene die Bezeichnung umsichtig, wenn es eine Meinung anhand dargebotener Tatsachen beweist und aufrichtig und geradeaus vorgeht, ohne hin und her zu lavieren. Will ein John Mott oder wer immer andere belehren und bekehren, so muß er sachlich etwas bieten; sind seine Argumentationen platt, widerspruchsvoll, schwächlich, so hat eine ernsthafte Besprechung sie als solche zu kennzeichnen, auch auf die Vor-

ausicht hin, daß diese Kritik nicht links und rechts, oben und unten gleich sehr gefallen wird. Ob ich meine Rezensionen wohlüberlegt und „denkend“ schrieb, oder ob ich unbedacht dreinfuhr, wie Herr Barth andeutet? Ich will darüber dem Publikum Material zum Urteil geben durch den Bericht über die Ausführungen des Herrn Barth.

Zuerst sei festgestellt, daß der Artikel im Organ des Zofingervereins seitenslang genau das Gleiche dem Prediger John Mott vorwirft, worauf meine Kritik ging: „amerikanisches „Religionsgeschäft“, „Reklame“ aufdringlichster Sorte; daß Mott „sein Auditorium als Kindsköpfe in Weltanschauungsfragen“ behandelt hat; die „pseudowissenschaftlichen Mächchen“; daß das „religiöse Moment“ seiner Vorträge „leicht“ war, die „intellektuelle Arbeitsweise ungenügend“, die Philosophie „schäbig“ (ich zitiere immer Herrn Barth); und trotzdem hat John Mott dem Herrn Pfr. B. „imponiert“. Denn „es ist herzerquickend, einmal einem Menschen zu begegnen, bei dem die Reflexion und Diskussion aufgehört hat, bevor sie angefangen.“ Denn — weiter: Die Reihe „Menschheit — Universitäten — Student — Mensch — Jesus“ (?) ist für Mott ein Vorgang, nicht eine Theorie; bewundernd will Herr Barth in diesen Vorgang eintauchen, sind doch wir armen Europäer nichts dergleichen, sondern wir blei-

ben auf einer „Teilstrecke“ jener Reihe und verwandeln uns „zur Strafe in akuter oder schlechender Erkrankung (nachdem wir in unserm vitalen persönlichen Interesse der eine nur Student, der andere nur Mensch, der dritte nur Christ gewesen sind) zum Fachsimpel, zum Spießbürger oder zum Nömier.“ O weh! Aus der Persönlichkeit, dem zitierten „Vorgang“ oder dem „es geschieht etwas“ wie Herr Pfarrer Barth Mott charakterisiert, versteht man „die beiden Laten, die er in seinen Vorträgen aus sich heraus und seinen Zuhörern an den Kopf wirft,“ erstens die individuelle Kultur des guten Willens und zweitens die universelle Organisation des guten Willens. Wie diese „Organisation des guten Willens“ aussieht, beschreibe ich am aller sichersten und wirkungsvollsten mit den Worten Herrn Pfr. Barths: „Ich habe es mitangesehen, wie Mott eine Versammlung von slavischen Studenten, die er eben noch ungefähr als Heiden und Zöllner angesprochen, eine halbe Stunde später ein Aktionskomitee aus ihrer Mitte wählen ließ, als ob es nichts Dringenderes in der Welt gäbe.“ Der Schreiber des Artikels im Zentralblatt findet das selbst „merkwürdig“, er nennt diese Arbeitsweise „für uns zum Teil formel Fremdgewächs, zum Teil sachlich unannehmbar,“ aber diese Menschenfischei macht zu einem noch andern Teil auf unsern theologischen Herrn Gegner doch

auch den Eindruck einer begrüßenswerten Tatsache, er heißt die 140,000 auf diese Weise Zusammengetrommelten „ermutigende Vorbilder“. Ein bißchen katholisches Blut scheint auch in protestantischen Andern noch zu rollen: zwölf machen ein Duzend, die Menge tut es!

In rührenden Tönen beklagt Herr Pfr. Barth, obwohl „das Reich Gottes nicht mit äußern Gehärden komme“, daß „die deutsche Art im Grunde in einem sehr merkwürdigen Licht erscheine“: wir seien leider „in praxi die denkbarsten nicht bloß Individualisten (hrr! Auch für den Stil des Artikels), sondern Subjektivisten und Einspänner.“ Mott aber sei ein „wirklicher praktischer Sozialist“ und uns voraus. Da unter Sozialist schlankweg jemand verstanden wird, der „zu irgend einem Unternehmen mit andern in Reih und Glied“ tritt, und da es Herrn Pfr. Barth gleichgültig zu sein scheint, wie tief die gemeinsame Einsicht der Glieder sein mag, warum rühmt er denn nur den Organisator Mott, nicht auch die organisierte katholische Kirche, die das Reih- und Gliedprinzip in größtem Maßstab durchgeführt hat? John Mott zählt ja noch schlimmer als jene seine Jünger nur nach Nummern, in jedem seiner Prospekte spielen die Zahlen die größte Rolle, „in keinem Artikel und keinem Vortrag werden uns die 44 Nationen des Weltbundes erspart“. Zwar erklärt Herr Pfr. Barth, er

möchte keiner der 140,000 Mott'schen sein, aber die rechte Hand weiß bei ihm nicht, was die linke tut, denn John Mott wird alsbald belobt als „Weltbürger“ und „Weltarbeiter“, der nicht „Halt macht vor den Schranken des Individuums“, so noch weniger vor den Grenzen der Länder und Kontinente. „Was einmal richtig ist, das ist für San Franzisko, für Kalkutta, für Kairo, für Zürich und Paris in gleicher Weise gültig“. Und wegen dieses Hausierhandels mit sogenannter, noch dazu „religiöser“ Kultur kommt Herr Pfr. Barth in solche Konfusion, daß er das schöne Dichterwort „nichts Menschliches sei ihm fremd“ auf John Mott anwendet, weil derselbe überall die gleichen stereotypen Reden hält. (Daß sie überall dieselben sind „in Konstantinopel und Peking, in Bern und Basel“, hebt Herr Pfr. Barth selbst hervor.) Kann man hier in einem vernünftigen Sinn behaupten, einem solchen Menschen sei nichts Menschliches fremd, der von Individualisierung keine Ahnung zu haben scheint oder keine haben will?!

Nun also, aus dieser Art „Evangelisation der Welt“ mit den 140,000 (und noch mehr Nullen) soll „hervorgehen, daß Mott uns übrigen und uns Schweizern speziell in einer Reihe wichtiger Punkte überlegen ist.“ Wir werden auch als Ueber-Ueber-Philister geschildert: „Tatsache ist jedenfalls: Wir stehen schon den Dingen

in Frankreich und Deutschland, geschweige denn in Japan und Brasilien in der Regel gegenüber mit dem Gefühl des Bürgers beim Sonntagsschoppen: Wenn hinten weit in der Tür sei . . .“ Von solchen Behauptungen aus versteht man allerdings vieles im Artikel des Herrn Barth! Ob aber Leute, welchen die Dinge in Frankreich und Deutschland schon so türkisch vorkommen, überhaupt noch zu denen gehören, die für Weltanschauungsfragen — und um solche handelte und handelt es sich doch beim Thema Mott — irgendwie als „denkend“ in Betracht fallen, das darf man füglich verneinen. Für Richturmphilister dieses Grades muß allerdings John Mott schon als Globetrotter eine Unterbrechung ihres Schlafes bedeuten. Uns Freidenkenden aber erscheint unser Herr Pfarrer mit seinen schönen Worten von „gewaltigen Problemen“, welche, wie er bedauert, Herr Mott so wenig als Probleme behandelte, und doch zugleich mit seiner anstaunenden Bewunderung der „intensiven und extensiven Universalität der Religiosität“, welche er John Mott zuerkennt, selbst ein wenig naiv und widerspruchsvoll und auch spießbürgerlich. (Schluß folgt.)

Büchertisch

Vaterlandskunde für Schweizer-
Jünglinge an der Schwelle der Wehrpflicht

und der Stimmberechtigung. Ein Merkbüchlein für Fortbildungsschüler. Von G. Biget (Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen 1911.) Preis 90 Cts. In aller Gedrängtheit (56 S.) eine gediegene, mustergültige Arbeit. Mit welchem Takt ist zum Beispiel die konfessionelle Spaltung der Schweiz behandelt!

Karl Larsen: Japan im Kampf. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. Geh. 2 Mark. Behandelt in lebendiger Darstellung die Frage, welche Eigenschaften und Institutionen Japans Erfolg gezeitigt und seine Macht geschaffen haben.

Frauenarbeit. Von Marianne Hainisch. Wien, 1911. Hugo Heller & Cie., Bauernmarkt 3. Wirtschaftliche und ethische Behandlung des Themas auf 26 Seiten.

J. J. Kleine. Die Heilung der gichtisch-rheumatischen Erkrankungen gemäß der erfolgreichst bewährten Methode des Dr. med. M. J. Kittel in Franzenbad. — Verlag von Kleine & Stapf, Berlin W. 15. Preis geheftet Mk. 3. 50.

Feuilleton

Noch einmal John Mott

Ein Angriff und eine Abwehr

(Schluß)

Für die wirklich unverzeihliche Unbestimmtheit und Konfusion in Barth's Denken gleich folgender weitere Beleg. Plötzlich wird Mott zum „Kantianer“ erhoben, bloß weil er das Pathos sittlicher Strenge hat, und mit einem halbsbrecherischen Saltomortale geschieht die Gleichsetzung: kategorischer Imperativ, Blick aufs Ganze, Geist und Kraft Jesu, in folgender hübscher Stelle: „Ohne den kategorischen Imperativ und ohne den Blick aufs Ganze, d. h. aber praktisch: ohne den Geist und die Kraft Jesu gibt es kein Leben.“ Hier sind wir beim Kernpunkt, warum sich unser Gegner für Mott ins Zeug legt: „Ohne Jesus kein Leben,“ das ist ja die gemeinsame These; weil Herr Mott ohne alle weitere Denkarbeit dies als unbedingte, unbezweifelte Wahrheit glaubt, die er mit gehobenen Händen, geballten Fäusten und mit Posaunenton jedermann auf der Welt „an den Kopf wirft“, deshalb wird er für einen „Vorgang“ und ähnliches geheimnisvoll Große erklärt. Wir hatten in unsern Kritiken betont, es sei **Pr o b l e m**, ob nicht das Leben, die Wis-

senschaft, die Philosophie über diesen Standpunkt hinweggeschritten sei, ob nicht deutsche Studenten etwa mit Goethe, der jenen Satz nie glaubte bei aller Anerkennung für Jesus, ebenso rechte Menschen und klügere und fortgeschrittenere werden könnten, und ob nicht die tiefer Suchenden einen christlichen Weltstudentenbund als etwas Atavistisches erklären müßten? Haben sich doch so viele hervorragende Geister schon seit Jahrhunderten von der Kirche und solchen christlichen Verbänden ferngehalten, wie Herr Mott noch einen zu den vielen schon bestehenden hinzufügen will. Herr Pfr. Karl Barth scheint unsern ganzen Standpunkt nicht einmal ahnend erfaßt zu haben, er hat offensichtlich den dogmatischen Schlummer nie unterbrochen und setzt sich ebenso seltsam, wie J. Mott, über alle Führer der Menschheit hinweg, die sich außerhalb des Wortes stellten „ohne Christus kein Leben“.

Selbstverständlich bestreiten wir nicht, daß Christus unsere Kultur hat bauen helfen, der Schreiber dieser Zeilen glaubt sogar, sich als in einem selbsterworbenen und tief verehrungsvollen Verhältnis zu jenem Freund der Menschen stehend bezeichnen zu dürfen, aber daß unsere Lebensrätsel gelöst werden sollen und können, indem wir blind christusgläubig sind oder gar einem Mott uns anschließen, um zu Christus zu kommen, das können nur Leute

meinen, welche in die Geistesarbeit der Menschheit seit der Renaissance höchstens ein paar oberflächliche Blicke taten, nie aber mit ihr rangen und in sie eindringen. — Wir wollen zum Schluß kommen! Herr Pfarrer Barth sagt: „John Mott legt jedem Studenten den Marschallstab in den Tornister zum Führeramt an irgend einer wichtigen Stelle dieses Menschheitslebens. Er fordert, daß der Führer, der an dieser wichtigen Stelle steht, vor allem selbst ein rechter, d. h. innerlich, moralisch rechter Mensch sei. Und darum postuliert er, daß der Student ein Jünger Jesu sei, denn in der Gemeinschaft mit Jesus wird man ein innerlich, moralisch rechter Mensch.“ Die Leser mögen nun entscheiden, ob sie es für nötig halten, der — sogar von theologischer Seite unbestrittenen — Halbbildung, lärmenden Geschäftigkeit und aufdringlichen Jesuspropaganda des John Mott Führeramt zuzuschreiben, bloß weil Mott sittlich rechte Menschen will. Kann unsere Studentenschaft dies Ziel nicht ohne diesen Apostel erreichen? Müssen unsere Führer in praktischer Lebensbetätigung, in Kunst, Wissenschaft, Philosophie die Segel streichen vor dem „Vorgang Mott“? Der Adel und die Schönheit unserer sittlichen und intellektuellen Heroen (ihre Zahl ist groß) gehalten gegen einen Mann, dessen primitives Danketum auch Herr Pfarrer Barth nicht einmal ganz zufrieden verdaute — es ist

ein lächerliches und häßliches Bild! Ob John Mott in Kalkutta oder irgendwo zum Führer berufen sei, habe ich nicht zu besprechen gehabt; er maßte sich an, unsere Schweizerstudenten, auch die Freidenten, ins Schlepptau zu nehmen, derjenige, der einen solchen Führer brauchte, dies erklärte ich und halte es aufrecht, wäre weit zurück hinter der Stufe, die die schweizerische und deutsche Studentenschaft inne haben kann, wenn sie sich ihren eigenen Erziehern anvertraut.

Rheinlande wie auch M. Forestier, der Inspektor des Pariser Bois de Boulogne sich hinsichtlich der Straßenteerung sehr ungünstig aussprechen und namentlich der letztere sie als schädlich sowohl für Pflanzenwuchs wie für Tiere und Menschen bezeichnet. In der Avenue des Bois de Boulogne seien nicht nur zarte empfindliche Pflanzen nach erfolgter Straßenteerung sofort zu Grunde gegangen, sondern selbst große, vorher gesunde starke Bäume abgestorben. Wenn die Teermasse hart geworden, wirkt der

das Gemisch von Regen und Teerstaub, das ins Bassin floß, vergiftete sie. Er bemerkt ferner, daß die Heuernte von Wiesen, die an solche beteerte Straßen stießen, gänzlich verloren ging; „denn das Vieh weigerte sich, das von diesen Wiesen gemähte Heu, über das der Wind den Teerstaub geweht hatte, zu fressen.“

Was diesen Teerstaub betrifft, so entwickelt er sich zwar nicht in so großen Wolken wie der gewöhnliche Straßenstaub. Er ist feinerer Art, jedoch für die Einatmung noch lästiger und verderblicher als der gemeine Staub. Daher hat sich der Direktor des „Palais de l'Automobile“, Maurice Farman, folgendermaßen über Straßenteerung ausgesprochen:

„Ich habe schmerzhafteste Erinnerungen an den letzten Grand Prix auf dem Circuit von Dieppe, wo ich einen Panhard steuerte. Meine Augen wurden durch den ätzenden, reizenden Staub, der von der geteerten Straße aufstieg, heftig entzündet. Wenn wir schon Staub haben müssen, dann lasse man uns den gewöhnlichen Straßenstaub. Der Teer soll angeblich auf die Luftröhre und die Lungen günstig einwirken, doch kommt es dabei jedenfalls darauf an, in welcher Weise er verabreicht ist. Niemand wird wohl behaupten wollen, der richtige Weg, eine Kehlkopf- oder Lungenaffektion zu heilen bestehe darin, den schädlichen Staub einer geteer- ten Straße einzuatmen. Eine Teerung der

Hauptstraßen Frankreichs wäre geradezu ein nationales Unglück. Die Straßen würden hierdurch nicht nur schmutzig, sondern sie würden überall dort, wo ein etwas dichterer Verkehr herrscht, ebenso nachteilige Wirkungen äußern, wie die Straßen im Rennen zu Dieppe. Der schädliche Staub würde in diesen Schwaden aufsteigen und die Fenster und Insassen aller Fahrzeuge würden darunter leiden. Eine geteer- te Straße ist aber auch sonst nicht ungefährlich, denn wenn eine geteer- te Straßenoberfläche naß wird, ist sie schlüpfriger als Eis. Keines der mir bekannten Systeme von Gleitschühern vermag auf einer solchen Straße das Schleudern aufzuhalten. Erst kürzlich geriet ich auf einer Reise in die Cote de Picardie, die von einem Ende zum anderen mit diesem abscheulichen Ge- misch bedeckt ist, dadurch in die größte Gefahr, daß die Räder meines Wagens beim Anziehen der Bremsen schleuderten. Je eingehender ich mich mit der Frage der Teerung der Straßen befaße, desto mehr gelange ich zu der Ueberzeugung, daß die Teerung keineswegs die Lösung der Staubfrage bedeutet.“

Ähnlich äußerte sich Mr. R. S. Abbot, der europäische Vertreter der Rushmore-Auto- mobilfabrik, gegenüber einem Bericht- erstatter des „New York Herald“:

„Als wir an einem der letzten Tage abends von Entretat auf unserem schnellen Bianchi-

Wagen zurückkehrten, fanden wir halbwegs leicht und geschwin- kommen, sobald wir Nantes erre- zwar eben wegen der langen S- Straßen. Die Löcher in den Stre- ärger als in irgend einem Te- und infolge der schwarzen Färb- war es unmöglich, vor uns best- nisse auszunehmen und zu unter- allerbeste Scheinwerfer verliert d- Leuchtkraft, wenn er auf eine g- leuchtet. Alle Objekte, Wagen, usw. assimilieren sich der düsteren Teers, sodaß der Fahrer sie erst nimmt, wenn er sich dicht vor i- Das ist sowohl bei trockenem, wie- tem Wetter der Fall. Eine getee- Straße verschluckt fünfzig Prozen- kraft irgend einer Lampe, wie i- bilist, der jemals bei Nacht ge- eigener Erfahrung bestätigen wird mobilisten verlangen von mir ein- diesen Uebelstand beseitigen könn- die bestkonstruierten Scheinwerfer es sich um geteer- te Straßen hand-

Ich habe im Laufe einer zehn- fahrung in Frankreich gefunden, wöhnliche Matadamstraße keinesw- ist; auf jeden Fall verdient sie teerten Straße den Vorzug. Der